

# Kapitel 1

## Dunckendorf, im Winter 1893

Es ist eine unwirtliche Zeit. Schneetreiben zieht übers Land und eisige Kälte macht sich breit. Es ist der kälteste Winter seit vielen Jahren. Anton Ahrlinghaus steht am frühen Morgen, dick eingepackt, an der Kirchhofmauer und wartet auf seinen Vater. Viel ist zu tun in diesen Wochen und Monaten. In jedem Haus liegen Verstorbene, es gibt kaum eine Familie, die dieser Tage nicht einen Angehörigen verliert. Diejenigen, die die letzte Pockeninvasion überlebt haben, kämpfen jetzt gegen die Kälte und ihren ständigen Hunger. Und oft verlieren sie den aussichtslosen Kampf. Immer, wenn jemand gestorben ist, geht der Leichenbitter mit seiner Glocke durchs Dorf und verkündet den Tod. Alle wissen sofort, wen es getroffen hat. Die Gemeinde ist klein und Krankheit oder das nahe Lebensende sprechen sich schnell herum. Niemand lässt den alten Mann jemals ins Haus, er gilt als schmutzig und Abstand ist geboten. Der Tod möge bitte draußen bleiben.

Der erste Gang des Tages führt ihn zum Kuhlengräber Ferdinand Ahrlinghaus. Schnell muss es heute gehen, der Kirchhofboden ist tief und hart gefroren. Er muss über Nacht ein großes Feuer entfachen, um ihn aufzutauen. Am frühen Morgen, es sind nur noch wenige Glutreste zu sehen, beginnt er gemeinsam mit Anton, seinem Sohn, das Grab

Schaufel für Schaufel, auszuheben. Anton Ahrlinghaus wurde 1874 in einer kleinen und maroden Hütte am Dunkendorfer See unweit der Ostsee geboren. Wie bei all den armen Familien in diesem Teil des Ortes reichte der tägliche Erwerb nicht für die nötigsten Reparaturen am Haus. Das strohgedeckte Dach war undicht und es gab nur ein einziges Plumpsklo für die neun Familien, die in der kleinen Siedlung auf der Landzunge lebten. Seine Schwester war lange Zeit zuvor im See ertrunken und so blieb er der einzige Sohn von Ferdinand Ahrlinghaus, der sich seit ewigen Zeiten auf dem Kirchhof inmitten der Ortschaft verdingte. Rasend schnell vergingen seine ersten Jahre. Er verbrachte die kurze Zeit, in der er Kind sein durfte, am liebsten angelnd am See und träumte heimlich von den Reichen, die auf der gegenüberliegenden Seite des Wassers wohnten. Schon in frühesten Kindheitsjahren musste er anpacken. Noch vor dem Morgengrauen versorgte er das Vieh und half beim Kleinbauern in der Nachbarschaft.

Und er grub Kuhlen für die Verstorbenen. Fast jeden Tag, gemeinsam mit dem Vater. Knapp zwei Meter tief – so war es auch damals schon.

Antons Kindheit verging ohne die Zuneigung der Eltern und ohne Gottes Hilfe. Er wurde arm geboren und der Kampf ums Überleben ließ wenig Zeit für Kindheitsträume. Er arbeitete fast täglich in der Landwirtschaft. Früh morgens, wenn das Dorf noch schlief, half er dem Fischer des Nachbarortes beim Einholen der Netze. Und er unterstützte den Vater, wann immer es ging. So verdiente er bereits als Kind ein wenig Geld für ein Stück Wurst oder ein halbes Brot am Abend. Er war neugierig und aufgeweckt, er interessierte sich für den Beruf des Vaters und er stellte Fragen. Und er

war heimlich mit dem Sohn des Pastors, Zacharias Brickpichler, befreundet. In seinen wenigen freien Stunden sprachen sie oft und kindlich naiv über den alles bestimmenden Gott, die Macht der Kirche und über die verschiedenen Leben, die sie nur auf Grund ihrer Geburt an den gegenüberliegenden Ufern des Sees führten. So erlangte er über die Jahre Wissen, das ihm sein Umfeld nicht vermitteln konnte. Er sog es auf und speicherte es ab, um irgendwann, wenn seine Zeit gekommen war, darauf zurückzugreifen.

Anton besuchte die Volksschule der kleinen Kirchengemeinde. Und er hasste diese Stätte der Sittlichkeit, der Prügelstrafe und Gottesfurcht. In einem überfüllten Raum lernte er vor allem gottgläubig zu sein. Er langweilte sich, aber auf dem stundenlangen Fußmarsch zum Unterricht hatte er Zeit zum Nachdenken. Der Unterrichtsstoff interessierte ihn wenig und er lernte fast nichts, obwohl er wissbegieriger war als der Rest der Klasse. Er fragte nach und bekam niemals eine weltliche Antwort. Die Schule war sinnlos für ihn und irgendwann ging er einfach nicht mehr hin.

Sein Vater Ferdinand, ein wortkarger Mittvierziger, war schwach und hatte seinen Zenit seit Jahren überschritten. Ihn plagten allerlei Krankheiten, er kannte weder ihre Namen noch wusste er überhaupt, dass es sie gibt. Streng war er zu seinem Sohn, hart zu sich selbst und dem Herrn ergeben. Er glaubte, dass sein Schmerz und seine Entbehrungen die Seele in den Himmel fliegen ließen. Der Pastor hatte es immer wieder gepredigt und er vertraut Gottes gütiger Hand und nicht dem klaren Menschenverstand.

Jetzt, von Kälte, Krankheit und Hunger gepeinigt, spürt er, dass sein Leben zu Ende geht. Er hustet stark, seine Haut ist fahl und faltig, und die Augen sind glasig wie bei einem

alten und sehr kranken Mann. Er ist müde und hat seinen Lebensmut verloren. Das zugige und immer feuchte Haus, die oft verschimmelten Lebensmittel und der billige Schnaps, den er reichlich trank, um sein Elend zu vergessen, haben sein Lebensende eingeläutet. Er kann nicht mehr und schleppt sich dennoch jeden Morgen auf den Friedhof, um ein paar Mark für seinen bescheidenen Lebensunterhalt zu ergattern. Es fehlt ihm die Kraft, aber er muss weiter machen. Bis zum bitteren Ende. Das Grab für den Verstorbenen muss heute ausgehoben werden. Er hatte sich vor vielen Jahren vertraglich dazu verpflichtet, und die Kirche duldet keinen Aufschub. Eine Kuhle pro Tag für zwei Goldmark, so steht es in der Vereinbarung.

Sein Sohn Anton ist dabei und muss die schwerste Arbeit übernehmen. Tief unten in der Gruft, die Erde über den Kopf an den Rand des Grabes schaufeln. Die Pferdekutsche mit dem einfachen, schwarz gestrichenen Sarg steht am Eingang des Kirchhofes bereit.

Die Bestattung soll am Mittag stattfinden aber der in der Tiefe immer noch gefrorene Boden lässt Pünktlichkeit nicht zu. Eigentlich gräbt nur noch sein Spross. Neunzehnjährig steht er voll im Saft, und Schaufel für Schaufel entsteht das Grab, welches in Kürze den Verstorbenen aufnehmen wird.

Der Husten von Ferdinand Ahrlinghaus wird lauter und stärker. Schon bei der kleinsten Anstrengung wird ihm übel und er übergibt sich mehrfach in die halbfertige Kuhle. Viele Jahre war seine schwere Arbeit eine verlässliche Möglichkeit, sein bescheidenes Leben mit ein paar Mark von der Kirche zu bestreiten. Aber jetzt kann er nicht mehr und setzt sich an den Rand des Grabes. Die Hände zittern ihm und sein rasselnder Atem wird zu einem unüberhörbaren Pfei-

fen. Gequält beugt er sich vorne über, er schließt seine Augen und gibt auf.

Am Abend kommt der Arzt und kann ihm nicht mehr helfen. Die Schwindsucht hat seine Lunge zerfressen, andere Organe versagen bereits ihren Dienst. Ferdinand Ahrlinghaus ist todgeweiht. Für Kuhlengräber und den Rest des mittellosen Volkes gibt es keine Touren nach Griechenland oder Italien, um die Beschwerden zu lindern oder die Krankheit zu heilen. Sie sterben alle in dieser Zeit. Sie sterben häufig zu früh, sie krepieren qualvoll und gottverlassen. Nur einige wenige, die etwas Geld zur Seite legen können, haben Hoffnung und fahren ins mediterrane, heilende Klima im Süden Europas.

Ferdinand Ahrlinghaus stirbt im Morgengrauen des folgenden Tages allein, ohne Beistand und ohne Hoffnung auf Wiederauferstehung. Er hatte kurz vor seinem Tod mit der Kirche gebrochen. Nur Anton wusste, dass er den Verkündungen der kirchlichen Würdenträger nicht mehr glaubte.

Obwohl er andere Pläne hatte, übernimmt Anton noch am selben Tag die Aufträge seines Vaters. Zu groß ist seine Angst, die Konkurrenz könnte das kleine, aber zuverlässig Geld bringende Geschäft übernehmen. Der Alte hatte nie viel über den Tod und seine Arbeit gesprochen. Aber Anton war neugierig und ehrgeizig. Er musste weitermachen, um leben zu können.

Er hatte keine Wahl.

Noch schockiert vom Ableben seines Vaters muss er sich kümmern. Niemand ist da, den er fragen kann. Nur seine schwermütige Mutter quält sich aus dem Bett und packt mit ihrer letzten Kraft mit an.

Als Anton beim Sargmacher eintrifft, ist dieser bereits informiert. Die Totenkiste für den Vater muss zum Abend fertig sein. Anton wird den Sargboden später zentimeterdick mit Lehmerde einstreichen, um den Leichensaft des Vaters aufzufangen. So wurde es immer gemacht und so geschieht es auch jetzt. Die Mutter hatte Stoff besorgt und die einfache Holzkiste von innen verkleidet, sie hatte ihren Mann gewaschen und in seinen einzigen Anzug gesteckt.

Wie es üblich ist, wird auch Ferdinand im eigenen Haus aufgebahrt. Drei Tage lang werden all diejenigen vorbeikommen, die ihn kannten und achteten. Sie nehmen Abschied am offenen Sarg und wissen, dass auch ihre Stunde alsbald und zu früh schlagen wird.

Der Alte ist trotz seiner Atemnot still und ruhig gestorben. Seine Züge sind friedlich und tröstlich für die Trauernden. Lange sitzt Anton in dieser Nacht bei seinem Vater. Er hat viele Fragen, die er ihm nicht mehr beantworten kann. Zu schnell kam sein Tod, und er wird sein Wissen über den Umgang mit Verstorbenen mit in sein Grab nehmen. Und als Kuhlengräber wusste er viel. Oft half er im Dorf, wenn die Familie eines Toten unsicher war. Wenn sie Hilfe beim Einsargen oder Aufbahren brauchte. Oder einfach nur, wenn der Tod seine fieseste Fratze zeigte. Das tat er oft in dieser Zeit. Die moderne Medizin gab es noch nicht, und die Menschen starben oft qualvoll in ihren Häusern. Wenn der Körper verkrampft und die Gesichtszüge im Todeskampf unverkennbar verzerrt wurden, wusste der Alte Rat. Er konnte ihnen wieder ein friedliches Aussehen verleihen und war für wenige Pfennige, ein paar Eier oder eine Wurst häufig gefragt.

Viele Kuhlen musste Anton in den nächsten Jahren graben, um sich eine Pferdekutsche zu kaufen. Das Haus, dass sein Vater in den 1860-er Jahren erbaut hatte, gestaltete er um. Gegen den Widerstand der Kirche gelang es ihm, die Angehörigen der Toten zu überzeugen, ihre Verstorbenen nicht mehr in den Wohnungen, sondern in seinem Trauerraum aufzubahren. Die Hygieniker der Zeit unterstützten ihn und gaben ihm Geld für seine Vorhaben. Sie gaben ihm viel Geld, die Zustände in den Todeshäusern und auf den Friedhöfen waren katastrophal. Und er nahm es gern und investierte. In den kommenden Jahren entstand eine kleine und schlichte Trauerhalle, welche die, die sich von der Kirche abgewendet hatten, nutzten. Ahrlinghaus hatte sein eigenes kleines Bestattungsunternehmen gegründet. Vieles war jetzt in seiner Hand. Er kaufte die Särge beim Tischler und hatte immer einige vorrätig. Er wusch die Toten und brachte sie zum Friedhof. Aber der Run auf die Verstorbenen begann in diesen Jahren und die Konkurrenz schlief nicht. Mit den Toten war Geld zu verdienen. Viel Geld, wenn man es richtig anstellte. Jeder Tischler, jeder Sargmacher und auch die Kuhlengräber witterten das große Geschäft. Aber sie waren nicht so schlau und nicht so umtriebig wie Ahrlinghaus. Er machte kurzerhand Ärzte und Krankenschwestern der umliegenden Krankenhäuser zu seinen Komplizen. Für jeden Toten, den er nachts aus den Kellerräumen holte, gab es Geld für die Angestellten der Kliniken.

Im ersten Weltkrieg verlor Anton all seinen Besitz. Zwar fielen in Dunckendorf keine Bomben, aber der Ort blutete aus. Die Männer zogen in den Krieg und nur die Wenigsten kamen zurück. Körperlich blieb er unversehrt und hatte Glück, aber die Geschäfte wurden in dieser Zeit von ande-

ren übernommen. Sein Lebenswerk gab es nicht mehr, das Haus war von Flüchtlingen okkupiert und die Trauerhalle einer Munitionsexplosion zum Opfer gefallen. Aber er war stärker und zäher als die anderen. Er hatte schlimme Jahre erlebt und biss sich dennoch durch. Stück für Stück baute er das Unternehmen wieder auf. An die Stelle der Kutsche rückte ein Pritschenwagen und die neue Trauerhalle war größer als die zerstörte. Er bediente jetzt Krankenhäuser und zusätzlich die übervollen Gefängnisse. Und er hatte Glück. Der fast menschenleere Ort hatte sich wieder mit vergänglichem Leben gefüllt. Kinder wurden geboren und starben früh. Kriegsrückkehrer kamen aus allen Richtungen und siedelten sich neu an.

Sein Geschäft hatte sich erholt und es war größer und ertragreicher als je zuvor. Er stellte Fahrer, Leichenträger und einen weltlichen Trauerredner ein.

Im Jahr 1936, Anton war bereits zweiundsechzig Jahre alt, wurde sein Sohn Horst geboren. Anton, der Frauen liebte und sie umgarnte, aber nie verheiratet war, pfiff auf die alten Konventionen und lebte seine Beziehung mit der knapp dreißig Jahre jüngeren Stadtratstochter aus. Er war zu Geld und Ansehen gekommen. Er war ein ehrenwerter Geschäftsmann und geachteter Bürger und niemand wagte, auch nur die leiseste Kritik an seinem Lebenswandel zu üben.

Horst entwickelte sich derweil prächtig und war immer mit-tendrin. Ganz früh, schon im Kindesalter kannte er sich mit allem, was sein Vater und seine Angestellten taten, aus. Er wusste, warum der aufgebahrte Leichnam nicht riecht, warum die vor Tagen gestorbene Großmutter plötzlich aus-

sehen konnte wie in der Blüte ihres Lebens und wie man kostengünstig Särge beschafft. Er war von Toten umgeben und es störte ihn nicht. Immer mal wieder, in den frühen Morgenstunden und noch bevor irgendjemand auf dem Friedhof war, ging er mit dem Vater entlang der Grabreihen spazieren. Und wenn Horst vorging oder zurückblieb, verschwand der Vater manchmal mit seinem Rucksack kurz in einer frisch ausgehobenen Grube, machte sich danach eine kurze Notiz und gab Anton mit seinem senkrechten Zeigefinger an den Lippen zu verstehen, dass sie ein Geheimnis hatten.

Horst hatte eine schöne und aufregende Kindheit. Er liebte seinen Vater, er schaute zu ihm auf und war immer bei ihm. Abends lauschte er seinen Erzählungen, den alten Geschichten über seinen Großvater Ferdinand in den dunklen Jahren seines Daseins.

Freunde hatte er nicht viele. Er spielte nicht mit anderen Kindern Räuber und Gendarm.

Er spielte Bestatter.

## Kapitel 2

### Adam Förster

Irgendwann, am Ende der 2010er-er Jahre, wurde es still um Adam Förster. Er hatte keine Kraft mehr, in ihm war nur noch Leere und er hatte Angst! Panik!

Sein Entschluss, nie wieder irgendwelchen Börsenmenschen, Geld-mit-Geld-Verdienern oder Sozialinstitutionen den Gewinn zu erwirtschaften, war gefasst. Sein Leben musste sich grundsätzlich ändern, soviel war klar. Etwas ganz Neues musste her. Ein Vermeiderjob, der ihn bis zur Rente ernährt und seine vorherigen Arbeitsplätze an Skurrilität übertrifft. Und es sollte ein entspannter Job sein, eben einer, der einen möglichen Herzinfarkt ganz weit nach hinten stellt und Ruhe in seine letzten Arbeitsjahre bringt.

Sein Akku war fast zwei Jahre lang leer gewesen. Er war gezeichnet und gewarnt. Aufpassen war jetzt die Devise. Vor allem auf sich selbst.

Die Tabletten, die ihm der neue Arzt verschrieben hatte, begannen nur langsam zu wirken. Immer alles in Höchstdosis. Auch jetzt war er noch zittrig und müde. Er hatte oft Kopfschmerzen, er war noch immer blass und er fühlte sich krank.

Seine Libido hatte gelitten, aber das war ihm in diesen Jahren egal. Er konnte wieder Auto fahren, mühsam hatte er